

**Zeitschrift:** Jahrbuch / Zürcher Unterländer Museumsverein  
**Herausgeber:** Zürcher Unterländer Museumsverein  
**Band:** 35 (2008-2009)

**Artikel:** Hanf und Flachs im Zürcher Unterland. Separatdruck aus dem zweiten Jahrbuch 1937 des Unterländer Museumsvereins  
**Autor:** Wirth, Hermann  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1095810>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 28.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Hanf und Flachs im Zürcher Unterland

von Hermann Wirth



Hermann Wirth, 1876-1949, der Verfasser dieser Schrift, entstammte einem alten Bauerngeschlecht in Niedermeningen. Nach der Volksschule besuchte er das Gymnasium in Zürich und war in der Folge als Substitut bei verschiedenen Amtsstellen tätig. Nebenher widmete er sich mit großer Hingabe dem Studium der Lokalgeschichte.

Im Jahre 1936 gehörte Hermann Wirth zu den Mitbegründern des Unterländer Museumsvereins. Während seiner Forscherfähigkeit verfasste er verschiedene heimatkundliche Arbeiten, die von gründlicher Sachkenntnis zeugen.



(Abb. 1.) Wehntalerinnen bei der Verarbeitung  
von Hanf und Flachs.

# Hanf und Flachs im Zürcher Unterland

Don Herm. Wirth, Bülach

Hanf und Flachs sind, wie Weizen und Gerste, uralte Kulturpflanzen.

Der Flachs oder Lein stammt aus dem Orient. Sein Anbau ist bezeugt aus China und Japan (3000 v. Chr.), aus dem alten Aegypten und Griechenland sowie durch die Bibel (2. Buch Mose und Sprüche Salomos). Die Römer trafen nach Tacitus die Germanen in leinenen Gewändern. Bei den Helvetiern mögen die Verhältnisse ähnlich gelegen haben, hatten doch bei uns schon früher die Pfahlbauer den Flachs gepflegt und Reste von Bearbeitungsgeräten hinterlassen.

Der Hanf stammt aus Mittel- und Südrussland. Er wächst wild um das Kaspiische Meer herum und soll dort im Altertum von primitiven Völkern angebaut worden sein. Früh fand seine Kultur Eingang im Rhonegebiet und in Gallien und von dort aus in den germanischen Ländern. Phönizier, Aegyptier, Juden, Griechen und Römer kannten den Hanf nur als Handelsware.

In unsern ältesten Klöstern pflegten die Mönche bereits den Anbau von Hanf und Flachs, welcher auch bald an die fürstlichen und königlichen Gutshöfe überging. Sogar Königstöchter mußten spinnen lernen. Zur Kleidung Karls des Großen gehörten nach der Ueberlieferung leinene Hemden und Unterkleider. Seiner im Jahre 794 verstorbenen Gattin Kastrada hatte der Kaiser ans Grabmal in Mainz eine goldene Spindel als Symbol ihres Fleißes anbringen lassen. Bekannt ist das Bild der spinnenden Königin Berta.

In den Urbaren über die Gutsbetriebe der Klöster und Höfe sind Flachs und Hanf immer erwähnt. Unter den Abgaben, welche der Bischof von Konstanz als Inhaber der Kollatur und von Zehntenrechten in der das ganze Wehntal umfassenden Kirchengemeinde Niedermeningen durch seinen

Sachwalter beziehen ließ, sind Gespinst und Samen von Flachs und Hanf aufgeführt. Als anno 1614 Untervogt Bucher und andere in Niedermeningen diese Zehnten verweigerten, schützte der Rat von Zürich diesen Anspruch. Im 16. und 17. Jahrhundert trugen auch Pfarrersfrauen Kleider aus selbstgesponnenen Leinen. Selbst Huldrich Zwinglis Ehegenossin Anna Reinhard pflegte den Bedarf an Leinwand für ihre Haushaltung selbst zu spinnen.

Der im Jahre 1774 auf Veranlassung des Zürcher Rates für die Landschaft geschriebene Bauernkatechismus empfiehlt den Anbau von Hanf und Flachs und gibt eine kurze Anleitung zu deren bester Verarbeitung.

Auch das Zürcher Unterland baute wie andere Landesgegenden reichlich diese Gespinstpflanzen an, besonders seit sie exportiert wurden (16. Jahrhundert). Die Leinindustrie ist die älteste Exportindustrie der Schweiz. Ihr Hauptsitz war St. Gallen, das Jahrhunderte hindurch mittel- oder unmittelbar von der Hausweberei und vom Leinhandel, vom „Leinwatgeschäft“, lebte, bis das bernische Emmental (Langenthal und Burgdorf) als Konkurrenz auftrat.

Infolge der Einfuhr von Baumwolle durch die Hugenotten ums Jahr 1780 und durch die Errichtung von Baumwollspinnereien wurde der Anbau von Hanf und Flachs in der Folge auf den Eigenbedarf zurückgedrängt. Die Arbeit in der Gespinstpflanzenkultur und -verarbeitung wurde mehr und mehr zur ausschließlichen Frauenarbeit. Aber trotzdem gehörten noch bis 1870—80, mancherorts noch länger, Rätische Sächel, Schwingstock, Spinnrad und Garnhaspel zum bäuerlichen Hausrat und zu den Erbstücken der Familie. Für Ersatz und Neuanschaffung der ersten drei Geräte hatte der Ehemann zu sorgen. Oft wurden sie von Verwandten oder Bekannten in die Hochzeitsürte gegeben. Spinnrad und Haspel indessen gehörten zu den Sachen, welche die junge Frau in die Ehe brachte und die auf keinem „Brautfuder“ fehlen durften. Sie wurden stets gut sichtbar vorn auf dem Wagen aufgestellt. Eine wahrhafte Eigenversorgung ging damals noch über den Ankauf billiger Industrieerzeugnisse. Eine Frau die nicht selbstanzelte und selbstverarbeitete Ware trug und im Kasten hatte, war ein „nütziges Tüch“. „Selbst gesponnen und selbst gemacht, ist die beste Kleidertracht.“ Es bildete die Haupt Sorge einer Braut, vor der Hochzeit das Leinen vollständig verarbeitet und wohlgeordnet im Wäscheschrank zu haben. Als Frau war ihre Sorge darauf

gerichtet, den Wäschevorrat zu mehren und womöglich schon für die heranwachsenden Töchter vorzusorgen.

Sie füllet mit Schätzen die duftenden Laden,  
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,  
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein  
Die schimmernde Wolle, den schneeigen Lein,  
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,  
Und ruhet nimmer.

Aber nicht nur zu Kleidung und Wäsche wurden Hanf- und Flachsfaser verarbeitet, sondern auch — besonders die hänfenen — zu Frucht- und Mehlsäcken, Seilen, Strängen, Stricken, Wagendecken, Pechdraht und Nähfaden. Ein altes Sprichwort betont die Bedeutung der Hanffaser: „Mit Hanf werden Schiffe gelenkt, Glocken geschwenkt, Bettstätten verschränkt und Schelme gehenkt.“ Die Faser zweiter Güte fand vielfältige Verwendung. Der Brunnenmacher dichtete damit schadhafte Stellen der Brunnenleitung, die Hausfrau im Winter Lücken bei den Fensterrahmen, der Verzinner nerlied damit seinem Geschirr Sauberkeit und Glanz. Beide Bospinstpflanzen fanden auch große Wertschätzung wegen ihres Samens, die Del enthalten. In besonderen Delmühlen wurde der Same gestampft und gepreßt. Die Rückstände (Leinölkuchen) bildeten ein gutes Kraftfutter für das Vieh. Das Del fand als Speiseöl Verwendung. Die Beigabe von Hasel- oder Buchnüssen machte das Del schmackhafter.

Ursprünglich wurden die Delen von Hand betrieben. Fast jedes Dorf besaß eine solche „Dele“. Der noch da und dort vorkommende Zuname „'s Delers“ erinnert daran. Als im Jahre 1814 der Eglisauer Gerber Hartmann unter einem Kostenaufwand von 2000 Gulden seine Hanfreibe und Delstampfe mit einem Wasserwerk verband, protestierten die Handöler von Blattfelden und Bülach, weil sie die Konkurrenz der mit Wasserkraft betriebenen Dele fürchteten. Auf Eingreifen der Behörden kam zwischen den Parteien ein Vergleich zustande, laut welchem die Handöler mit einer Entschädigung abgefunden wurden. Im Zürcher Unterland bestanden außerdem Hanfreiben und Delmühlen in Neerach, Rümliang, Buchs, Otelfingen und Murzeln-Niedermeningen. Die letztere gehörte mit dem übrigen Mühlengewerbe als Kirchengut von Niedermeningen dem Bistum Konstanz und hatte der Kirche Niedermeningen zuhanden des Bischofs jährlich ein gewisses Quantum Del abzuliefern. In einem Erblehenbrief über die Murzelnmühle vom Jahre 1608 sind

alle Geräte, welche zu Mühle, Reibe und Dele gehörten, als des „Herren (des Bischofs) Eigentum“ aufgezählt.

Zur Zeit ist im Kanton Zürich nur noch die Hanfreibe und Dele in der Eichmühle-Settlingen erhalten. (Abb. 3.)

Als im Laufe der Zeit Keps (Lemat) und Mohn (Mägi) für die Speiseölgewinnung größere Verbreitung fanden, beschränkte sich der Verbrauch von Flachs- und Hanfsamenöl auf Beleuchtungszwecke. Es nährte die kleine Flamme der Ampel, bis in den 1860er Jahren das Petroleum an seine Stelle trat.

Aber auch zur Herstellung heilsamer Hausmittel findet noch heute der Flachsamen mannigfaltige Verwendung: Tee gegen Verstopfung und Blasenleiden; Umschläge gegen Magenkrampf, Geschwulste und Geschwüre; Leinöl und Leinöl-salbe bei Brandwunden. Bei Krankheiten im Viehstall gilt Flachsamen als Universalheilmittel; gegen Durchfall wird er geröstet, gegen Verstopfung als Schleimtränke angewendet. Es gibt Bauern, die auch jeder Kalberkuh eine Flachs-samentränke verabreichen. Der Hanfsamen gilt auch als gutes Vogelfutter.

Zum **A n b a u** bedürfen Hanf und Flachs guter Wahl des Bodens und des Saatgutes. Da der Boden in der Nähe der Wohnstätten in der Regel besser bearbeitet und gedüngt wird und die Kultur auch eher beaufsichtigt werden kann, wurden beide Pflanzen meist in der Nähe der Häuser, in der sogenannten Bünt, angebaut, selten in den Zelgen. Beide Pflanzen gedeihen auf jedem Boden mit etwas Feuchtigkeitsgehalt, jedoch am besten in tiefgründiger, humusreicher Erde. Je besser der Boden, desto feiner die Qualität der Gespinste. Jedoch soll man Flachs nicht vor 5—6 Jahren wieder auf derselben Fläche pflanzen. Sein Anbau im Neubruch ist vorteilhaft. Für Hanf kann die Fruchtfolge ohne Schaden kürzer sein. Daß der Boden gut gedüngt sein soll, versteht sich von selbst. In das vom Unkraut gereinigte Feld wird im Herbst der Mist flach untergepflügt und dann im Frühjahr beim zweiten Pflügen die Furche tiefer genommen, so daß der Mist in die Mitte des ungleichen Schnitts zu liegen kommt.

Vor der **F l a c h s s a a t** empfiehlt es sich, nach dem ersten Eggenzug noch Gülle, Abtrittdünger oder Asche ins Pflanzland zu bringen. Für die Saat darf nur ausgewählter, gut gereinigter Same verwendet werden.

Vor der Ausfaat wird das Land rein geeegt und jeder Erdbrocken fein zerschlagen. Die Zeit für die Saat spielt

eine wichtige Rolle, da bei später Saat sich das Unkraut stärker entwickelt und bei eintretender Trockenheit das Wurzelwerk des Flachs verkrüppelt. Früher war vor allem die schmarokende Flachsseide gefürchtet. Darum säte man ihn ungefähr zu gleicher Zeit wie Hafer, Ende März und anfangs April. Bismweilen kam es auch vor, daß der Flachs nach der Ernte der Wintergerste, also im Sommer, gesät wurde. Das gab dann Spätlein. Das Saatquantum muß reichlich sein, etwa zwei Kilo pro Are. Um überall gleich dicht geschlossenen Flachs zu bekommen, wird empfohlen, das Saatquantum in zwei Hälften zu teilen und breitwürfig die eine Hälfte beim Schritt in der Längsrichtung des Feldes, die andere Hälfte beim Schritt in der Querrichtung zu streuen. Hernach soll der Same leicht eingewalzt oder durch „Tättschen“ etwas in die Erde getrieben werden. Das Sprichwort „Wie die Saat, so die Ernte“ hat beim Flachsbaue besondere Bedeutung.

Früher wurde in die Flachsfaat etwa noch „Wegluegere“ oder Rüebliamen gesprengt, die im Wachstum vorerst zurückblieben, sich aber nach der Flachsernte frei entwickeln konnten, besonders wenn nach der nötigen Reinigung des „Flachsplatzes“ vom Unkraut eine tüchtige „Bschüttli“ gebracht wurde. Ist der Boden feucht genug und die Witterung warm, so keimt der Flachskern schon nach zwei Tagen und nach acht Tagen kleiden zarte Pflänzchen die Anbaufläche grün. Wo der Boden nicht unkrautfrei ist, muß nun gründlich gejätet werden. Ist der Boden aber im Herbst und den Umständen nach auch im Frühjahr gründlich gesäubert worden und war das Saatgut gesund und rein, so ist das beim Flachs gefürchtete Jäten nicht mehr nötig. Das Wachstum geht schnell vor sich. Etwa 10 bis 12 Wochen nach der Saat ist die Pflanze 80 bis 100 Zentimeter hoch. Nur der oberste Zehntel der Pflanze trägt ein lockeres, kurzes Geäst. Bald steht der Flachs in voller Blüte. Nicht bloß der mit der Natur so eng verbundene Landwirt freut sich beim Anblick eines blühenden Flachsfeldes; jedem Naturfreund lacht das Herz im Leibe beim Anblick des himmelblauen Blütenmeeres einer dicht stehenden Leinpflanzung. Wer müßte da nicht dem großen Dichter Goethe zustimmen, der das Flachsfield als Poesie des Bauern bezeichnet hat.

Auf, kommt in die Felder und blühenden Au'n,  
das liebliche Pflänzchen der Mädchen zu schaun!  
Es wechselt und grünnet so freundlich und zart,  
jungfräulich — bescheiden in eigener Art.

Doch nur bei hohem Sonnenstand kann man sich dieses Bildes freuen; abends und morgens und bei kühlem Wetter sind die Blüten geschlossen.

Die Blütenschönheit dauert indessen nur acht bis zehn Tage. Dann bilden sich die kugelrunden, zehnkammerigen Fruchtkapseln mit je einem eiförmigen, zusammengedrückten, goldbraunen Samenkörnchen in jeder Kammer.

Leinkörnchen, so gering und klein,  
hat dennoch hohen Wert,  
Wird mehr als Gold und Edelstein  
von aller Welt begehrt.

Die Ernte des Flachsens soll stattfinden, wenn die Stengel gelblich geworden, die Blätter meist abgefallen und die Samenkapseln braungelb geworden sind. Unterdessen hat auch die Bastfaser an Qualität zugenommen. Bis dahin mögen seit der Aussaat 12—14 Wochen vergangen und ungefähr die Tage zwischen Roggen- und Weizenernte angerückt sein. Zur Ernte wählt man schöne Witterung. Die Flachsstengel werden von Hand aus dem Boden gezogen, „gelochen“, d. i. gerauft, und nach Länge und Dicke sortiert. Der geraufte Flachs wird handvollweise an die Sonne gelegt, damit er ausreifen und trocken eingebracht werden kann. Sofort wird die Samenernte vorgenommen. Die Samenkapseln werden über eine Belte oder Stände abgerupft oder abgestreift, meist aber werden die vorn ausgeweiteten Büschel durch die über einer Stände befestigte Riffel, Raffel oder Rüffel gezogen. Dies ist ein kammartig ca. 15 Zentimeter tief eingeschnittenes, hart-hölzernes oder mit entsprechend langen Nägeln versehenes Brett, zwischen dessen etwa 3 Millimeter auseinander stehenden, spitz zulaufenden Zinken oder Zähnen der Flachs so gezogen, geriffelt wird, daß die Samenköpfe von den Nestchen abfallen. Der Flachsamen wird, wie Getreide oder Klee-samen, mit Sieb und Wanne gereinigt. Indessen tut man gut, den Samen von der Spreu noch nicht zu trennen, ihn ein-stweilen in den Kapseln zu lassen und an einem trockenen Orte aufzubewahren, um ein Zusammenballen der noch Feuchtig-keit enthaltenden Körner zu vermeiden und sie vor Verderben zu schützen. Zum Trocknen oder Dörren breitet man den gereinigten Samen in einem Tuche auf dem geheizten Ofen aus oder bringt ihn an die warme Sonne und wendet ihn von Zeit zu Zeit. Die zusammengebundenen leeren Stengel werden ums Haus an die Sonne gestellt oder an Stangen, Latten oder Seilen unter dem Bordach aufgehängt, dann an

luftigem Ort, Schopf oder Speicher, versorgt und im Herbst oder im Frühjahr bürdenweise für 10 bis 14 Tage in stehendes Wasser gestellt oder für einige Wochen auf der Wiese ausgebreitet (Rasen- oder Tauröste, vergl. Seite 12).

Für die Hanf-saat wird der Boden in gleicher Weise vorbereitet und gedüngt wie für Flachs. Unterschiede bestehen in der Saat und der weiteren Behandlung der Kultur. Da die aufgehende Hanf-saat gegen Frost empfindlicher ist als Flachs, so wird der Hanf-samen erst im Mai gesät, zur Zeit des „Eichlischindens“, besser aber nach den Eisheiligen (11. bis 13. Mai), weil dann Frostgefahr selten noch zu befürchten ist. Als der Hanf-bau noch bedeutend war, ist wegen der Tauben, die wie die Spatzen auf Hanf-körner erpicht sind, die Saatzeit von den Dorfbewohnern oft vereinbart worden, und es durften während acht Tagen die Tauben nicht ins Freie gelassen werden. Die Anbauflächen für Hanf sind meist größer als für Flachs. Es ist vorteilhaft, ihn in länglichen Ackerstücken zu pflanzen, um beim Ausraufen oder Abschneiden des männlichen Hanfes, der etwa einen Monat vor dem weiblichen reif ist, den letzteren besser schonen zu können. Bei schmalem Hanffeld hat man vom Rande her leichtern Zugang und kann die Auslese des gereiften männlichen Hanfes besser treffen und die „gelochenen“ Stengel leichter herauschaffen als in breitem Feld. Beim Saatgut wird besonders darauf geachtet, daß die Körner braun, gut ausgereift sind. Guter Hanf-same muß im Wasser zu Boden sinken. Die Saat hat auf rein geggtem Boden breitwürfig in der Längs- und Querrichtung des Ackers stattzufinden. Dem Säemann soll die Egge oder der Rechen folgen. Wie für den Flachs, so wird auch für den Hanf die „Tausaat“ angeraten, d. h. Aussaat am Vormittag, solange der Boden von der Sonne noch nicht getrocknet ist. Aber man sät ihn dünner als Flachs, wo die Regel gilt, daß man mit dem Zeigefinger drei Samen zudecken kann. Auf die Acre ist ein Saatquantum von etwa drei Kilo erforderlich. In den Niederlanden und Belgien, wie in Rußland und Italien, wo heute viele Gespinstpflanzen, besonders Hanf, angebaut werden, ist man von der Handsaat zur Maschinensaat übergegangen. Der mit der Maschine gesäte Hanf kommt in Reihen zu stehen, denen nach Ablauf der halben Wachstumszeit oft Erde zugehäufelt wird. Bei solcher Kultur soll der Hanf gleichmäßiger werden und schöneren Bast bilden. Gegen die Zudringlichkeit der Vogelwelt, besonders der Spatzen, Hänflinge, Finken, während und nach der Hanf-saat, stellt man — wie auch wieder beim Abreifen des gewachsenen Hanfes —

Scheuchen („Hauffböögge“) auf. Das bestellte Hanffeld ist, wie das Flachsfeld, bei günstiger Witterung in acht bis zehn Tagen grün. Weiterer Pflege bedarf die Kultur nicht. Sie wächst rasch. Die reichliche Bodenbeschattung durch die Blätter läßt sie über die Unkräuter leicht Herr werden. Die Hanfstengel enthalten gegen Tierfraß ein Gift, das sich, solange die Stengel grün sind, schon in betäubendem Geruch kund gibt. Aus der Erfahrung, daß die Hanffelder im kommenden Jahr sauber sind oder auf alle Fälle wenig Unkraut aufweisen, sagte man einst über einen verunkrauteten Acker: „Er sett Hauff ha.“ Nach etwa zehn Wochen ist der Hanf ausgewachsen. In unserer Gegend erreicht er eine Länge von 160 bis 180 Zentimeter. In den Niederlanden und Belgien, wo er nach den von Handelsgenossenschaften empfohlenen Methoden angebaut wird, ist seine durchschnittliche Länge 2 Meter; in Südrußland, wo er von jeher beheimatet war, und in Indien, wo Boden und Klima für das Gedeihen von Flachs und Hanf sehr günstig sind, wird er bis 3 Meter hoch. Nach Beendigung des Wachstums beginnt die Blütezeit. Als zweihäufiges Gewächs hat der Hanf männliche und weibliche Pflanzen. Bei beiden Geschlechtern stehen die Blüten in den obern Blattwinkeln und am Ende des Stengels, bei den männlichen Pflanzen an kurzen Stielen in lockern Rispen von gelbgrüner Farbe, bei den weiblichen knäuelartig zusammengedrängt, durch stark entwickeltes Laubwerk geschützt und so eingerichtet, daß der von der männlichen Pflanze durch den Wind herangetriebene Blütenstaub leicht aufgefangen wird.

Die Blütezeit dauert über einen Monat; bei Pflanzungen, die um Mitte Mai erfolgt sind, von Ende Juli bis Ende August, immerhin etwas weniger lang beim männlichen Hanf. Blühender Hanf ist erstklassiger Pollenlieferant für die Bienen, weshalb in Bienenzeitungen zu seinem Anbau immer wieder ermuntert wird. Der männliche Hanf ist etwas kleiner als der weibliche. Diesem Umstande wird es zugeschrieben, daß der Bauer von alters her ihn als Hänfin bezeichnete und daß später, als die Klöster sich mit Hanfbau abgaben, das lateinische Wort „femella“ (Weibchen) in Femmel oder Fimmel verdeutscht wurde. Der Femmel oder Fimmel stäubt während und besonders gegen Ende der Blütezeit stark, dann vergilbt er. Im absterbenden Zustande wird er durch Abschneiden oder Ausreißen, bei uns „lüche“ oder „fimele“ genannt, geerntet. Der weibliche Hanf ist wegen des höhern und kräftigern Wuchses in der Volkssprache unter klösterlichem Einfluß nach dem lateinischen Wort

„masculus“ (Männchen) als Mäschel oder Mastel benannt worden. Der Mäschelhanf kommt anfangs September zur Reife. Der Same ist nußförmig und von graubrauner oder silbergrauer Farbe. Zur Zeit des Ausreifens der Samen ist das Hanffeld das Paradies der Vögel. Wer das Treiben unserer gefiederten Freunde in einem Hanffeld je beobachten konnte, wird es nie vergessen. Daher die Redensart vom „Leben wie die Vögel im Hanffamen“. Allerdings hat auch mancher von ihnen die Freiheit verloren, als es noch Sitte war, gefangene Vögel zu halten. Die Vogelfsteller brachten im Geäst der Hanfstengel „Ricke“ aus Roßhaar an und standen in der Nähe auf der Lauer. Sobald sich ein Vogel im „Rick“ verfangen hatte, wurde er als Beute geholt und im mitgenommenen Vogelkäfig heimgetragen. Besonders Buch- und Distelfinken, Hänfling und Zeisig waren begehrt.

Die Hanfernte ist umständlicher als die Flachsernte. Besonders der Fimmelhanf muß mit großer Vorsicht „gelothen“ werden, damit der noch für einige Wochen zurückbleibende „Mäschel“ weder geknickt, noch verlegt wird. Will man große Ausbeute an sehr gutem Bast erzielen und auf Samen verzichten, so erntet man mit dem Fimmel auch den Mäschel, wenn dieser noch grün ist. Den geernteten Hanf bringt man auf die Wiese, wo er austrocknen und dürr werden soll. Eigentümlich ist dem Fimmelhanf ein scharfer Geruch, der empfindlichen Leuten oft Kopfschmerz verursacht. Derselbe rührt von einem harzigen Stoff in den Blättern und Blüten her. In östlichen Ländern wird daraus ein bekanntes Berausungsmittel, das Haschisch, gebraut. Zur Zeit der Kreuzzüge wurde dieses von den Türken als Erregungsmittel für den Kampf eingenommen, wodurch die Soldaten in einen Zustand blinder Todesverachtung versetzt wurden. Mit der Ausbreitung des Islam soll die Verbreitung der Hanfpräparate Hand in Hand gegangen sein.

Bei der Ernte des Fimmelhanfs werden die Stengel meist nur einzeln ausgezogen. Die „hanflüchende“ Person reicht, um den Mäschel so gut als möglich zu schonen, den gelochten Hanf handvollweise einer am Längsrand des Hanfackers stehenden Person, welche die gleich langen Stengel zu armdicken Büscheln bindet und diese kreuzweise übereinanderlegt. Etwa zwanzig Büschel geben dann einen Boffen (Garbe). Sind die Büschel getrocknet, werden die Blätter abgeschlagen.

Die zweite Ernte, die des Mäschels, vollzieht sich rascher und weniger mühevoll, weil dabei nicht mehr auf andere

Pflanzen Rücksicht genommen werden muß. Die Wurzeln werden abgeschnitten. Sobald die Mäschelbündel trocken sind, ungefähr in der Zeit des ersten Süßmostes, wird in der Tenne der Samen abgeklopft („Hauß abschlah“), indem man die Stengel einzeln oder in kleinen „Sampfen“ in einer Stande an die Wand schlägt. Um die auf den Tennenboden fallenden Samen nicht zu quetschen, wird die Arbeit barfuß oder in Socken vorgenommen. Wo Hanf abgeschlagen wurde, fanden sich in alter Zeit in der Regel „Ehnabe und Maitli“ zusammen, und es mochte oft laut und lustig zugegangen sein, wenn das Aussamen statt in der Stande am Rücken oder Kopf eines Mithelfenden erfolgte. Der Hanfsamen wird mit Sieb und Windmühle gereinigt und auf einem Tuche in der Stube gedörst. Die entsamten Hanfbüschel werden zum Austrocknen um Haus und Scheune gestellt, und — nachdem auch die Blätter noch abgeschlagen worden — zu Bürden gebunden und an lustigem Ort im Schopf oder Speicher versorgt. Nicht selten kam es in unseren Dörfern vor, daß die um die Häuser und Scheunen mehrerer Hanfbauern aufgestellten Büschel von den „Nachtbueben“ zusammengetragen und auf Dorfplätzen oder anderswo pyramidenartig oder zu andern Formen aufgestellt wurden, worauf die Eigentümer das zweifelhafte Vergnügen hatten, die ihnen gehörenden Büschel wieder herauszusuchen und heimzuholen.

Der Mäschelhanf wird im Frühjahr — wie der Kimmelhanf und Flachs im Herbst — auf eine abgemähte Wiese zur R ö s t e („Roos“) geführt. In dünnen Reihen wird der Flachs oder Hanf läuferartig ausgebreitet („us-zattet“, „us-aspreitet“), wobei darauf geachtet werden muß, daß zwischen den Reihen immer ein Zwischenraum von mindestens Schuhbreite bleibt, um die Stengel wenden zu können, wenn das Gras zwischen den Stengeln heraufzuwachsen beginnt („de Flachs oder de Hauß cheere“). Die Rasenröste oder Tauröste bezweckt, die Rinden- und Holzteile des Stengels unter Einwirkung von Regen, Sonne, Tau mürbe werden zu lassen, damit sie sich leicht von den zähen, elastischen Bastfasern trennen. (Die von den Flachs- oder Hanfbauern gebrauchten Worte „roosen“ oder rösten, röken, Röstle haben nichts zu tun mit dem von der Hausfrau in der Küche gebrauchten Wort rösten, sondern gehen auf das althochdeutsche Wort „rozzen“ zurück, welches so viel heißt wie mürbe oder weich werden.)

Beim Rösteprozeß auf der Wiese braucht der Flachs we-

niger Zeit als der Hanf; der erstere bis vier, der letztere sechs Wochen oder mehr. Bei feuchtem und warmem Wetter geht das Erweichen der Rinden- und Holzteile schneller vor sich als bei kühler Witterung.

In früheren Zeiten betrieb man außer der Rasen- oder Tauröste noch die Röste oder Röße in einer drei bis fünf Meter im Geviert messenden Wassergrube („Roos“) oder tiefen Pfüze, oft in Seitenarmen, auch in ruhigen und besonnten Altwässern von Flüssen und Bächen. Die meisten Bauern hatten eine Roos in einer Wiese eingerichtet, wo die Möglichkeit bestand, Wasser zuzuleiten. Feuerweiher zu solchen Zwecken zu benützen, war verboten. Oft erhielt der Anwohner der „Roos“ den Geschlechtsnamen Roos. Bei der Wasserroos wurde der Flachs bürdenweise in die Wassergrube schräg hineingestellt, der Hanf in Büscheln oder kleineren Boffen reihenweise quer übereinander geschichtet und mit Bengeln, Brettern, Stöcken und Steinen belastet. Die Wasserröste wurde im Zürcher Unterland besonders in den Glattalgemeinden betrieben als die noch nicht korrigierte Glatt dazu besondere Gelegenheit bot. War in einem Grundstück eine Wasserroos angelegt, so wurde sie als Bestandteil des Grundstückes im Grundprotokoll vorgemerkt. Solche Grundstücke bezahlte man teurer als andere. Ein Protokolleintrag vom Jahre 1523 berichtet über einen Kauf von „hus mit hoffstatt mitsammt der roß, die zum hus gehört.“ Ein anderer Eintrag für mehrere Nutzungsberechtigte von 1746 lautet: „Die zehn alten Flachs- und Hanfroosen bleiben, doch nur mit einem einzigen Wasserzulauf, der durch alle Roosen geht und unten wieder in den Bach fällt.“ Von den Roosen im Glattal berichtet ein Mandat der Zürcher Regierung von 1628: „Item ist unser Meinung, daß die Böum und Stöck, item die großen Stein, so man an etlichen Orten zu Flachs- und Hanfroosen brucht, fürderlich aus der Glatt getan werdent.“

Später gab man die Wasserroosen auf. Sie wurden vergessen; nur der Name Roos oder Ros als Geschlechtsname und da und dort als örtliche Bezeichnung ist geblieben. Die Leineweber haben zwar von jeher behauptet, daß die Wasserröste besser taue als die Rasen- oder Tauröste, weil im Wasser der Bast schneller und gleichmäßiger gelöst und auch weißer werde; bei der Rasen- oder Tauröste würden bei unaufmerksamer Behandlung oft die einen Fasern verröstet, d. h. durch Anfaulen geschwächt, und andere zu wenig frei

gemacht, so daß diese eine gewisse Härte beibehielten. Das Garn aus solch ungleichen Fasern bereitete dem Weber viel Zeitverlust und Verdruß. Die Qualität des Tuches aus derartigem Gespinnst war nie erstklassig. Tatsächlich wird heutzutage in den Ländern, in welchen noch viel Flachs und Hanf gepflanzt wird, wieder mehr die Wasserröste angewendet. Bei dieser genügt für Flachs und Hanf die halbe Zeit der Rasen- oder Tauröste. Der Bauer oder die Bäuerin mußten durch öftere Proben selber den rechten Zeitpunkt für Beendigung der Röste herausfinden. Können die Stengel leicht gebrochen und die Holzteile vom Bast leicht gelöst werden, so ist es Zeit, sie aus dem Wasser herauszunehmen. Da besonders der Hanf, wenn er aus der Wasserroos gezogen wird, einen argen Gestank verbreitet, nannte man diese Arbeit scherzweise „Hauß-Chilbi“. — Es ist die Zeit nach dem Emdet geworden. Man breitete die geweichten Stengel auf der abgemähten Wiese noch für kürzere oder längere Zeit aus, bis sie trocken waren. Heimgeholt, stellte man sie büschelweise am Haus auf, band sie dann zu Bissen und versorgte sie in luftigem Schopf oder Speicher.

Im Herbst folgt der nach der Röste schwierigste Teil der Flachs- und Hanfbereitung, das Brechen und Schwingen. Wie durch unzweckmäßiges Rösten, so kann auch durch das Brechen, Rättschen und Schwingen, wenn es unvernünftig geschieht, der schönste Flachs und Hanf verdorben werden. Das mußte schon der Reformator Martin Luther. In einer seiner Tischreden vergleicht er die unverschuldeten Leiden des christlichen Menschen mit der oft unverständigen Behandlung von Flachs und Hanf „behm rösen, plemen oder prechen“. Mit „plemen“ bezeichnete man zu Luthers und Zwinglis Zeit und bis ins 18. Jahrhundert das Schlagen oder Bleueln der Flachs- und Hanfstengel mit einfachen, hölzernen, runden Schlegeln, auch Bleuel genannt, welche in der handbetriebenen Stampfmühle die in einem Stein- oder Holzbett ausgebreiteten Stengel quetschten. Der Inhaber einer solchen Stampfmühle hieß Blimoler oder Bleuler. Neben diesen Mühlen oder Stampfen kannte man schon in der Reformationszeit die einfachen Handbrechen, die jeder Flachs- und Hanfbauer anzuschaffen vermochte. Die Handbreche besteht aus einem festen, bankartigen, auf vier gespreizten Beinen ruhenden Gestell, das in der Längsrichtung parallele, oben zugespitzte Schienen von hartem Holze trägt, zwischen welche die beweglichen, ebenfalls harthölzerne Oberblätter der Breche einfallen. Es gibt ein- und zwei-

fugige Brechen. Die Hanfbreche hat sich bis in die heutige Zeit erhalten, wo sie zwar nur noch für die erste Behandlung der Hanfstengel benützt wird.



(Abb. 2.) Das Brechen des Hanfes.\*

Für die Fortsetzung der Hanfbearbeitung und für den Flachs benötigt man die Rätſche, welche ähnlich gebaut wie die Breche, aber weniger klotzig ist. Entsprechend den Fugen im Unterbau weist sie zwei oder drei Blattklingen im beweglichen Oberbau auf. Durch das Brechen und Rätſchen lassen sich Holzteile vom Bast nur gut und sauber entfernen, wenn Flachs und Hanf gut gedörrt und trocken, also „rösch“ sind. Darum wird diese Arbeit nur an warmen, son-

\* Die Abbildungen 2, 4 und 5 verdanken wir der Freundlichkeit des Zentralkomitees des Schweizerischen Alpenklubs, der sie uns aus einem Jahrbuch, Jg. 53, zur Verfügung stellte.

nigen Tagen ausgeführt. Den geheizten Ofen zum Dörren zu benutzen, erforderte außerordentliche Vorsicht. Nicht selten brach Feuer aus, dem das Haus zum Opfer fiel und das auch die Nachbarschaft bedrohte. Deshalb wurde durch Mandat von Bürgermeister und Rat der Stadt und Landschaft Zürich verboten, im Ofen Flachs, Hanf oder Werch zu dörren und die Publikation wurde alljährlich zu gegebener Zeit in der Kirche verlesen. Aus feuerpolizeilichen Gründen hat man darum abseits der Häuser, die damals meist noch Strohdächer trugen, Vorrichtungen zum Dörren der Gespinststengel erstellt. Einzelne Bauern besaßen in der Nähe ihrer Heimwesen eigene Einrichtungen. Für die übrigen bezeichneten die Dorfbehörden die Vertlichkeiten (Mulden, Riesgruben). — Dort stellte man ein etwa mannshohes Latten- oder Steinplattengerüst auf, legte ein Gitter oder eine Anzahl Eichenbengel darüber, schichtete auf diese den zu rätschenden Flachs oder Hanf und spannte darüber geringe, grobe Lächer, welche oftmals genezt wurden. So erhielten die Stengel durch das im Verschlag in vertieftem Boden brennende leichte Feuer die gewünschte „Rösche“. Um das Gerüst herum stellte man Flachs und Hanf auf. Man nannte die Einrichtung die „Darre“ und die betreffende Arbeit „darren“ oder „terren“ (heute „teere“ = dörren). Die Aufsicht hierüber führte der Terrer oder Derrer, welche Bezeichnung zum Geschlechtsnamen wurde. Auch Zunamen zu bereits bestehenden Familiennamen sind aus diesem Amt herzuleiten: „S'Darrehanse“, „S'Darrefrize“, „S'Darremichels“ usw.

Nun die Rättscharbeit: Die Rättscherin nimmt mit der linken Hand ein Bündel Stengel und schiebt dieses quer über die scharfen Schienenblätter im Rättschengestell. Während sie mit der rechten Hand den Oberteil der Rättsche hebt und ihn wiederholt rasch und wuchtig auf die Stengel niederschlägt, werden diese von den beweglichen obern Rättschenblättern in die Schienenzwischenräume des Gestells gedrückt. Fast nach jedem Schlag schiebt und zieht die Rättscherin die Bündel hin und her, bis deren ganze Länge gequetscht ist. Die einzelnen „Sampeln“ werden zunächst von der Mitte gegen den untern Stengelteil, dann gegen das Kopfende bearbeitet. Das Brechen und Rättschen ist eine mühsame Arbeit; es braucht kräftige Leute, wenn sie einen ganzen Tag dabei aushalten sollen.

Wurde das Flachs- und Hanfdörren zum unmittelbaren Rättschen nur abseits der Häuser geduldet, so mußte notwendigerweise auch die Rättscharbeit von denen, die keine

eigene „Darre“ hatten, dorthin verlegt werden. Die Vertlichkeiten kennt man noch heute aus Bezeichnungen wie „Rätschegrueb“, „Rätscheloeh“, „Rätscheplatz“. Wer dort darren und rätschen wollte, mußte es dem „Derrer“ melden. Wenn feuer- oder gesundheitspolizeiliche Gründe vorlagen (z. B. föhniges Wetter oder gewisse ansteckende Krankheiten im Dorfe), so durfte eine Bewilligung nicht erteilt werden. Wurde der Betrieb aufgenommen, so geschah es in der Regel durch mehrere Rätsherinnen, meist erwachsene Töchter. In kurzen schwarzen oder blauen Zwilchröcken und blauen Schürzen fanden sie sich auf dem Rätsehplatz ein und begannen, sobald alle Vorbereitungen fertig waren, mit ihren sonnenverbrannten Armen die Arbeit mit den buchenen Rätsehen.

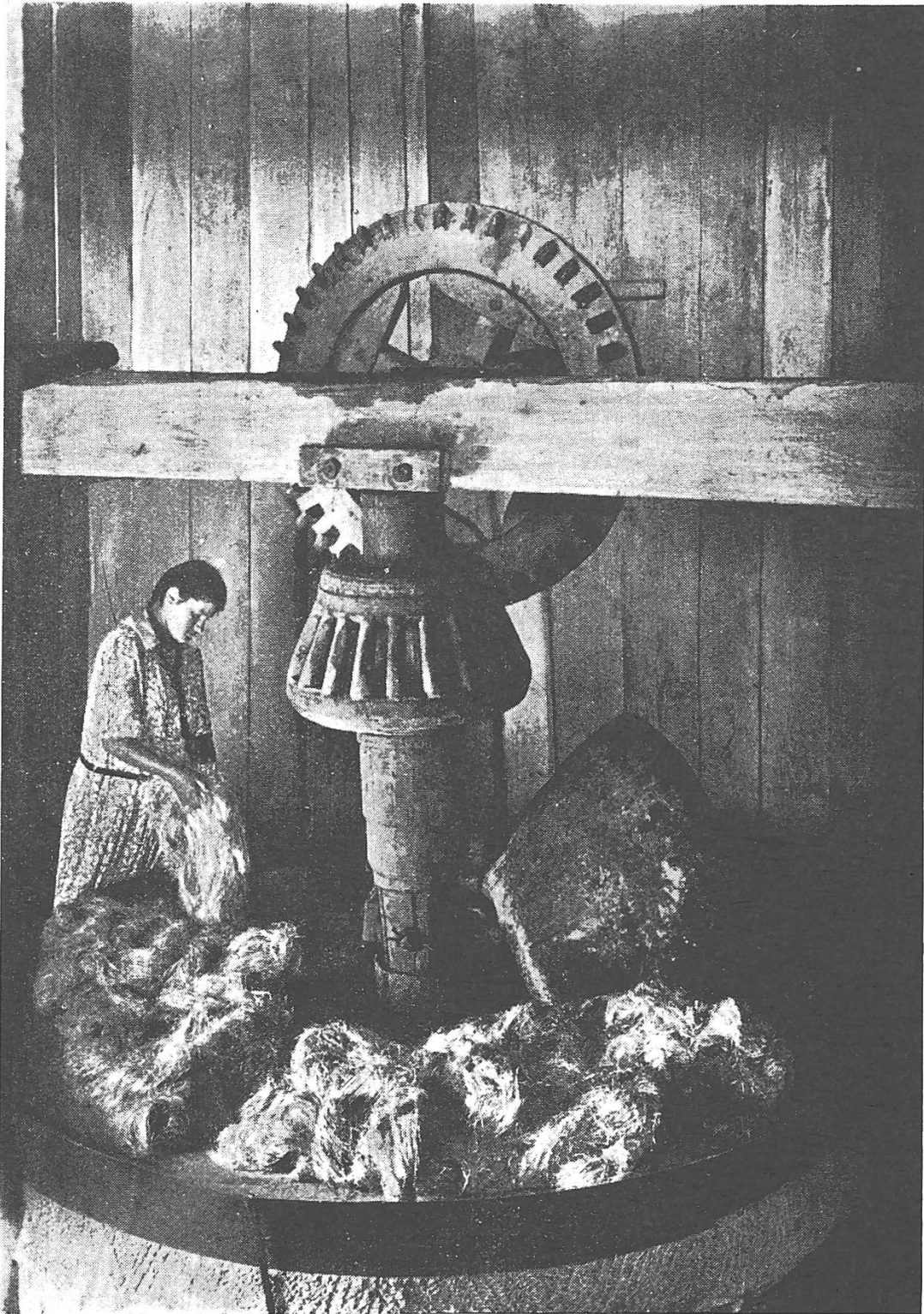
Das Mannsvolk mußte Handlangerdienste leisten, bevorzugt waren natürlich junge Leute. Rätseh, rätseh, rätseh schlug die eine, — rätseh, rätseh, rätseh fiel die andere ein, es gab ein lautes Konzert, die Raubbreche spielte den Baß, die Feinbreche übertönte sie mit ihrem Tenor und oft hätte das Klappern und Geknatter mit wohl unterhaltenem Gewehrfeuer verglichen werden können.

Die bei der Rätsharbeit auf den Boden fallenden Stengelteilchen nennt man Schäben, Agen oder Aglen. Kam da ein Bursche bei den Arbeitenden vorbei, so entwickelten sich auf dem Rätsehplatz allerlei Neckereien, und wenn dann der Dahergekommene etwa vorlaut wurde, so war er bald umringt und hatte eine „Hampfel Werch“ um den Kopf oder Hals. Oft mußte er sich durch ein Lösegeld, auch durch einen Kuß, aus der „Gefahr“ loskaufen. Dann sagte man von ihm, er sei „i d'Agle gnu worde“, er sei „in Agle bhanget“. Oft kam es vor, daß ein Bursche, wenn er ein Auge auf eine junge Rätsherin hatte, ein kleines Geschenk „in die Agle schickte“. — Solche Episoden, die ein 76jähriger einstiger Hansbauer aus mütterlichen Erzählungen dem Verfasser des Aufsatzes mitgeteilt hat, erhöhten den Frohsinn der Fleißigen. Am Abend des Rätshtages wurden die Aglen zu einem Haufen gemacht und zu Viehstreue verwendet oder ganz abseits verbrannt, worauf sich besonders die beim Rätsehplatz eingefundenen Buben freuten. Das „Aglesfür“ sei eben ein ganz besonderes Feuer gewesen!

Die beim Rätsehen verbliebenen Faserhampfel, Werch genannt, wurden je drei zu Zöpfen geflochten. Weil aber am Werch, besonders am Hanswerch, immer noch kleine Holzteile hafteten, so hatte dieses vor dem Spinnen noch die

„Ribi“ und die Sechel durchzumachen. Beim Flachs trat an Stelle der Ribi das Schwingen am Schwingstock. Die Hanfribi war, wie schon erwähnt, an einen Mühlebetrieb angeschlossen. Von einem Wasserrad her wurde mittelst Räderwerk und Wendelbaum und einem an diesem angebrachten Seitenarm eine birnförmige, mehrere Zentner schwere Steinwalze in raschen Umdrehungen auf dem steinernen Reibbett herumgetröllt. Das Reibbett hatte einen Durchmesser von etwa zwei Metern, befand sich etwa einen Meter über der Erde und war durch starken, etwas überragenden Eisenreifen umrandet, falls nicht das Steinbett selbst in dieser Art ausgemeißelt war. In das Reibbett wurden die Werchzöpfe gelegt. Zwei Personen mußten dieselben ein paar Mal kehren und immer wieder durch andere ersetzen. Wenn das Werch der befühlenden Hand zart und milde erschien, waren die letzten Aglenreste zerdrückt und die Bearbeitung in der Ribi genügend. Die Arbeit erforderte flinke Hände, viel Aufmerksamkeit und Vorsicht, besonders bei Regenwetter, wenn vermehrte Triebkraft die Geschwindigkeit des Reibe- steins beschleunigte. Zu gewissen Zeiten im Herbstmonat waren die Reiben Tag und Nacht in Betrieb und es kam vor, wie der 76jährige Gewährsmann berichtet, daß die Bäuerin auf Mitternacht oft eine Stunde weit zum Reiben ihres Werches antreten mußte. Der Gewährsmann erwähnt, daß es sicher zu verstehen sei, wenn ein Maitli, das sein Wägeli voll Werch zur Reibe führen mußte, sich vom Schatz oder dem, der es werden wollte, begleiten und schützen ließ. Eine helfende Hand sei nötig gewesen. Beim Tosen vom Wasserrad her, beim Gepolter der Maschinerie und bei der strengen Arbeit unter dem spärlichen Dellecht seien Flüstereien nicht angängig gewesen.

Zu Hause wurden die in der Ribi behandelten Hanfzöpfe aufgelöst und, weil es viel Staub und kurze Fasern darin hatte, über die Rättsche geschlagen. Den Flachs bearbeitete man am Schwingstock mit dem Schwingmesser. Der Schwingstock bestand aus einem eichenen Holzkloß, in welchen ein etwa 20 Zentimeter breites und etwa 80 Zentimeter langes, harthölzernes, glatt gehobeltes Brett in schräger Stellung eingefügt war. Zur Arbeit am Schwingstock gehörte ein Schwingmesser, ein etwa vorderarmlanges, harthölzernes, messerähnliches Werkzeug mit Griff. Die Schwingarbeit bestand darin, daß die Person mit der linken Hand das Werch eines aufgelösten Zopfes an der obern Kante des schräg stehenden Schwingbrettes anlegte und mit der rechten



phot. Dr. Grisch

(Abb. 3.)

Alte Hanfreibe in der Eichmühle Sattlingen.

Hand von oben bis unten über die herabhängenden Fasern schlug und so die Holzteilchen und kürzern Flachsfasern herausriß.

Schwinge, Mädchen,  
bis fürs Mädchen  
hoffnungsvoll zart und fein  
glänzt der Lein.

An vielen Orten benutzte man statt des Schwingmessers eine Bürste. Die wegfliegenden Werchteile, „Abschwingete“

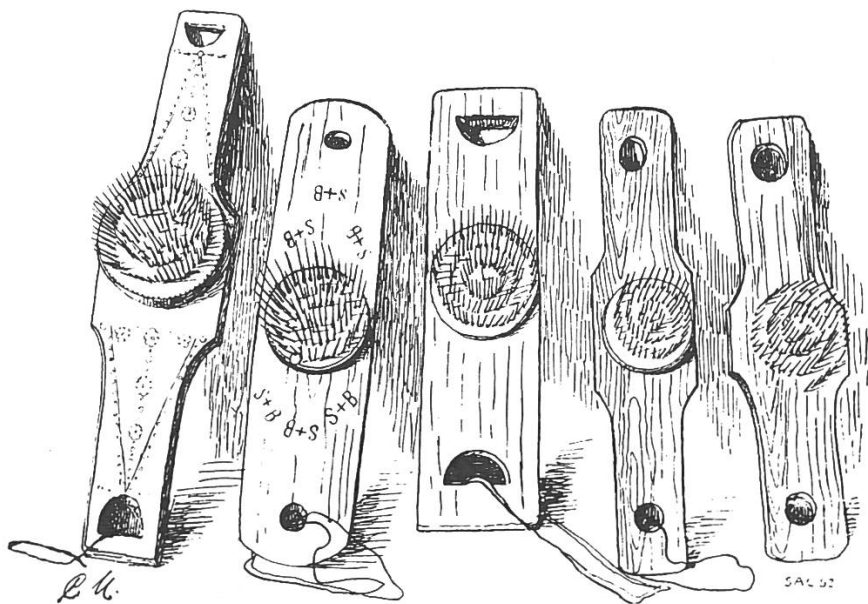


(Abb. 4.) Das Schwingen des Flachses.

oder „Büschottle“ geheizen, wurden gesammelt. Das Minderwertige nahmen gern die Verzinner, um das flüssige Zinn in Pfannen und Kupfergeschirr zu verreiben, das Bessere gab man zu Lernzwecken beim Spinnen jungen Töchtern.

Das geriebene oder geschwungene Werch mußte noch gehehelt werden, eine Arbeit, die im Schopf oder Speicher

oder, bei ruhigem Wetter, auf dem freien Hausplatz stattfand. Die Sechel bestand aus einem ellenlangen (ca. 60 Zentimeter) harthölzernen Brett, in dessen Mitte sich im Kreise oder Quadrat nahe beisammen 60—70 etwa 8 Zentimeter lange, oben scharf zugespitzte eiserne „Zähne“ befanden. Die Sechel wurde auf die Rättsche aufgebunden und die davor sitzende Sechlerin zog jede einzelne Handvoll Werch, nachdem es noch an der Sonne oder auf dem Stubenofen erwärmt worden, durch die Zähne, wobei die teilweise schon gespaltenen Fasern getrennt wurden und der Leimstoff,



(Abb. 5.) Grob- und Feinsecheln für Hanf und Flachs.

der sie zusammenhielt, als Staub aufging. So erhielten die Fasern die für die Hand der Spinnerin nötige Geschmeidigkeit. Die kurzen und verwickelten Fasern, die in der Sechel zurückblieben oder wegflogen, den „Chuder“, sammelte man und rollte ihn zu „Chuderbällen“. Die langen und schönen, in der Hand der Sechlerin zurückgebliebenen Fasern, die „Reiste“ oder „Ryfte“, zöpfelte man, je fünf bis zehn „Hampfen“, zu einer „Dockete“ („Docketäbi“) und versorgte sie bis zum Spinnen an trockenem Orte in einem Trog oder einer Kiste.

In der ersten Hälfte des Wintermonats, wenn alle Herbstarbeiten erledigt waren und die Frauen wieder im Hause sein konnten, holten sie die Spinnräder hervor. Das Spinngerät sah aber nicht immer so aus, wie wir es noch erlebt haben. In der Urzeit und bis ins Mittelalter hinein

war die Spindel das zur Herstellung des Fadens verwendete Gerät. Das ist ein runder, ungefähr 30 Zentimeter langer, an beiden Enden zugespitzter Holzstab, der an seinem untern, verdünnten Drittel eine 3 bis 4 Zentimeter große feingeschliffene Scheibe trug (Wirbel oder Wirtel), welche als Schwungrädchen diente, um die am Faden herabhängende Spindel in andauernde Drehung zu versetzen. Der Arbeitsvorgang war folgender: Die linke Hand der Spinnerin zog aus dem Spinnstoffe, vom Rocken, so viel Fasern heraus, als für die gewünschte Fadendicke nötig war. Die rechte Hand versetzte den Wirtel und mit ihr die Spindel samt dem Faden in drehende Bewegung und hielt sie gleichzeitig vom Körper ab. Sobald etwa ein Meter Faden gesponnen war, so wurde er auf die Spindel, die auch als Spule diente, aufgewickelt. Von Zeit zu Zeit gab die Spinnerin mit der rechten Hand dem Wirtel neuen Antrieb. Das Verfahren war mühsam, und doch hat es Jahrtausende bestanden. Die Einfachheit der Handspindel ermöglichte es, auch gehend zu spinnen (Schäferinnen neben der Herde und Reisende zu Pferde). Dabei wurde der Kunkelstab von der Spinnerin mit dem Oberarm an die Hüfte gedrückt und schräg vorwärts gehalten, so daß der Werchrocken sich vor ihrem Gesicht befand.

Im Mittelalter wurde das Handrad zum Spinnen erfunden, an dem sich zwei Personen betätigen mußten. Die eine zog den Faden vom Rocken zur Spindel, die andere trieb das Rad. Das Handrad hat aber die Handspindel nie zu verdrängen vermocht. Erst das Jahr 1530 brachte die Erfindung des Trittrades, des Spinnrades, und damit den großen Fortschritt, daß ein Teil der Arbeitsleistung beim Spinnen den Füßen zugewiesen wurde. Es konnten nun beide Hände für das Drehen des Fadens verwendet werden. Im Spinnrad ist die Spindel, nun Schneisel, Schneitel oder Schweifel geheißen, im Obergestell sicher eingelagert. Der Wirtel, nun Flügel genannt, wird vom Tretrad aus vermittelt einer endlosen Schnur oder Darmsaite in Schwung gesetzt. Die Arbeitsweise ist im übrigen dieselbe wie bei der frühern Handspindel, aber bequemer, weil die festgelagerte Schneisel beim Schwung der Flügel sich dauernd und gleichmäßig dreht. Die zwischen den Flügeln in die Schneisel gesteckte Spule nahm beim schnurrenden Drehen den Faden auf und ward so zusehends dicker. Seit der Verbreitung des Spinnrades nahm in der Schweiz der Flachs- und Hansbau stark zu. Obschon die Leinenkleider überall im Volke vorherrschend waren,

wurde weit über den eigenen Bedarf hinaus produziert. Mehr als zwei Jahrhunderte lang wurden gesponnene und gewobene Tücher aus Flachs und Hanf durch Handelshäuser in St. Gallen, Langenthal und Burgdorf gegen bar aufgekauft und exportiert.

Das Spinnrad, meist kunstvolle Drechslerarbeit, stand im Winter in jeder Bauernstube. Da verbreitete sich beim leisen Surren des Rädchens eine überaus heimelige Stimmung.

Töchter, welche das Spinnen erst lernen mußten, und alte Frauen spannen Chuder. Wenn es vorkam, daß Lernenden der Eifer fehlte, obschon sie wußten, daß jede geachtete Bauersfrau das Spinnen verstehen sollte, so konnte man z. B. in Rafz folgendes Verslein summen hören:

E Spinnrad und e Bettstatt  
Und e gschäggeti Chue,  
Das gitt mer min Uetti,  
Wenn i hürate tue;  
E Spinnrad und e Bettstatt  
Das ghört än-re Bruut,  
Doch zähtuusig Guldi  
Wärid ebe so guet.

Gewandte Spinnerinnen hielten es mit der „Reiste“, von der ein feineres, gleichartiges Garn erwartet wurde.

Dick und wieder dünne  
Ist ein schlecht Bespinne,  
Gleich und eben muß es sein  
Wie des Lebens Fädelein,  
So die Unschuld spinnet.

Die Spinnarbeit erheischte stete Aufmerksamkeit, und Augen, Finger und Füße mußten durchaus einig sein.

Um einen haltbaren und glatten Faden zu erhalten, benetzte man ihn beim Spinnen von Zeit zu Zeit mit etwas Speichel. Später haben viele Spinnerinnen ein „Chächeli“ mit Wasser am Runkelstabe angebracht, worin sie die Finger befeuchten konnten. Da aber dem Wasser der klebrige Stoff des Speichels fehlt, welcher dem Faden die erforderliche Geschmeidigkeit gibt, wurde manchmal Bier in die Neschächeli geschüttet. Im Embrachertal wurde Wasser verwendet, worin Kartoffeln gesotten worden waren. Wenn der Faden während des Spinnens abriß, so wurde er lang an der Runkel hinaufgeschlagen, damit er sich mit den andern Fasern allmählich wieder verband und in den neu zu bildenden Faden hineingedreht werden konnte und nicht bloß angeklebt

war. — Jeden Tag wurden die gefüllten Spulen von den Kindern oder vom Mannsvolk mittelst des Haspels wieder leer gemacht. Bekannt ist das Schulverslein: „Anneli spinn, Anneli spuel, Anneli lehr und gang i d'Schuel.“ Zwei Spulen ergaben ein „Underbändli“, eine Strange, die unterbunden werden mußte, bevor sie vom Haspel genommen wurde. Chudergarn war gröber und weniger schön als Reistegarn.

Daß das Spinnen nicht eintönig zu sein brauchte und auch fangeslustige Stimmung möglich war, beweist folgendes Spinnerinnenlied:

Auf, tanze mein Mädchen, noch fehlt am Gespinnst  
 Manch seidenes Fädchen zum vollen Gewinnst;  
 Noch fehlt es an Linnen in Mütterleins Schrein,  
 Drum mußt du, lieb Mädchen, recht rüstig heut' sein.  
 Dich drehet behende mein flüchtiger Tritt,  
 Gedanken ohn' Ende, sie drehen sich mit,  
 Und lustige Liedchen verkürzen die Zeit;  
 So spinn ich mit Freuden mein linnenenes Kleid.  
 Ohn' Unterlaß gleiten die Fädchen geschwind;  
 So eilen die Zeiten, die Sanduhr verrinnt.  
 Das Leben, es schwindet im Fluge dahin  
 Und nur für den Fleißigen bringt es Gewinn.  
 Und zög auch manch Mädchen ein höhrend Gesicht  
 Und spräche: „Ans Mädchen, da seß ich mich nicht!“  
 Mag immer sie spotten, doch treib ich es so:  
 Ich spinne und singe, bin lustig und froh.

Wie heutzutage die jungen Leute jeden Winter und sogar im Sommer Gelegenheit haben, an „Chränzli“ und andern Veranstaltungen zusammenzukommen und gesellige, frohe Stunden zu verleben, so fanden in den Spinnmonaten, also ungefähr zwischen Martini und Lichtmeß (11. November bis 2. Februar), in früherer Zeit zu gleichem Zwecke Zusammenkünfte im Bauernhaus statt. Eine Bauerntochter lud Freundinnen und „Chnaben“ aus der eigenen und der Nachbargemeinde ein. Die Einladende übernahm den leiblichen Unterhalt für alle. Da wurde erzählt, wurden Spiele und Spässe gemacht, wurde auch getanzt und gesungen. Viele Volkslieder haben ihren Ursprung in der Spinnstube oder „Lichtstube“. Die jungen Leute lernten sich kennen. Wie aber bei heutigen Vereinsanlässen Ausgelassenheit vorkommen kann, so war es auch bei den Lichtstubeten der Fall. Sie arteten da und dort aus, und besonders bei den großen Gemeinde-Lichtstubeten sind Dinge vorgekommen,

über die manches Stillstandsprotokoll Klagen enthält. Es ist daher begreiflich, daß die Pfarrer bisweilen gegen die Stubeten auftraten und in ihren Jahresberichten, die sie nach Zürich zu erstatten hatten, obrigkeitliche Maßnahmen befürworteten. So kam am 12. Herbstmonat 1731 vom Burgermeister und Rat der Stadt und Landschaft Zürich ein Mandat heraus, welches aus sittlichen Gründen die großen Liechtstubeten verbot und für die Familien-Liechtstubeten Bedingungen aufstellte, für deren Innehaltung der Hausvater verantwortlich war. Das Mandat wurde an zwei aufeinander folgenden Sonntagen und darauf jedes Jahr im Herbst in allen Kirchen verlesen. Die Maßnahme scheint bewirkt zu haben, daß fürderhin die Liechtstubeten sich auf einen engeren Kreis beschränkten und daß an solchen Abenden und Nächten tatsächlich wieder gesponnen wurde und sogar Wettspinneten stattfanden. So ist aus dem Kaszertfeld bekannt, daß die eingeladenen Töchter ihre Spinnrädchen mitnahmen und bei Geplauder einige Stunden um die Wette spannen. „Wenn gute Rede sie begleitet, so fließt die Arbeit munter fort.“ Ungefähr um zehn Uhr kamen die paar eingeladenen männlichen Altersgenossen, „d'Chnabe“, und nun hieß es bald: „'s Kad uf d'Site!“ Nun begann der gemütliche Teil. Die Mutter brachte für die Spinnerinnen Chüechli, der Hausvater für die Burschen Würste; zu jedem Teil kam auch entsprechendes Flüssiges, Kaffee, Wein oder Most. Hernach wurde bis gegen den Morgen geplaudert, gespielt, getanzt und gesungen. Wenn in der großen Ampel das Öl bald ausging und das Licht nachließ, war es Zeit zum Aufbruch. Da gehörte es zum Anstand, daß jeder der Burschen einer Teilnehmerin an der Liechtstube das Spinnrad heimtrug, wofür sie ihm zu Hause noch einen Kaffee bereitete, und zwar ohne die damals übliche Beimischung von „Wegluegere“.

War alles Werk gesponnen, so folgte bei anrückendem Frühling die wichtige „Garnwösch“ im Waschhaus („Wöschhüsli“). Meist besaßen einige Bauern gemeinsam ein solches in der Mitte der Häusergruppe oder etwas abseits. Die innere Grundfläche des Waschhauses maß ungefähr vier Meter im Geviert, war etwas „abheldig“ gegen die vorbeiführende Dole und mit faustgroßen Kieselsteinen besetzt, zwischen denen ausgeschüttetes Wasser zur Dole abziehen konnte, ohne daß die bei der „Wösch“ tätigen Personen im Nass stehen mußten. In einer Ecke befand sich ein gemauerter Feuerherd, in welchen das kupferne, 80—100 Maß (120—150 Liter) fassende „Sechtchessi“ eingehängt werden

konnte. Während der ganzen „Gärnwösch“ brannte unter dem „Sechtchessi“ starkes Feuer. Die Strangen wurden in die Waschstande gelegt und ein großes Aschentuch darüber gebreitet und auf dasselbe eine Gelte voll Holzasche geschüttet — als die beste wurde Rebholzasche gehalten. Das Aschentuch wurde zusammengeschlossen und nun begann das Schöpfen heißen Wassers mit dem „Sechtshüeffi“ aus dem Sechtchessi. Nach einer halben Stunde wurde die Lauge durch die „Sechtröhre“ aus der Stande gelassen, mit etwas frischem Wasser im Sechtchessi wieder erhitzt und neuerdings über Asche und Garn geschüttet. Immer war ein Sechtchessi voll heißen Wassers bereit, wenn aus der Sechtstande ein Abzug erfolgte. So wiederholte sich die Arbeit acht- bis zehnmal und mehr.

Den ganzen Tag herrschte Hitze und Dampf im Waschhaus. Die Aschenlauge war unterdessen gelb bis schwarzbraun geworden. Zu den zwei letzten „Schöpfeten“ verwendete man heißes Wasser ohne Aschenbrühe, um alle noch vorhandenen Unreinigkeiten aus dem Garn zu spülen. Je gelber oder schwärzer die Lauge geworden war, desto besser. — Später ist die „Gärnwösch“ statt mit Aschenlauge mit Schmierseifen- und Sodalaug durchgeföhrt worden.

Im Freien an Stangen getrocknet, wurden die Garnstrangen auf eine Steinplatte, z. B. die Haustreppe, geschlagen, damit die einzelnen Fäden sich hübsch trennten und etwas weich wurden. Damit war das Garn webefertig geworden, man ging zum Weber, gab ihm das ungefähre Garngewicht an und ließ sich eine entsprechende Anzahl Weberspulen geben. Diese waren ähnlich unsern „Fadespieli“, aber etwa 30 Zentimeter lang. Die Strangen wurden wieder auf den Haspel gespannt und von diesem mittelst des Spulrades auf die Weberspulen übertragen. Das war oft eine langweilige Arbeit, ja eine Geduldsprobe, wenn die Strange verwickelt war und nicht lief.

War aufgespult, so brachte man die Spulen zum Weber. Zu der von ihm bestimmten Zeit fand man sich bei ihm ein. Nach altem Brauch nahm man ein Brot, eine Maß Wein (1 Maß = 1½ Liter) und Käse oder „Anken“ mit für den wohlverdienten „Znüni“ oder „Zabig“ nach der Arbeit, bei welcher der Ueberbringer an diesem Tag selber mithelfen mußte. Es war auch üblich, dem Weber die „Weberschlichti“ zu bringen. Das war Stärkemehl (Amlung), mit dem der Weber einen Kleister (die „Schlichti“) herstellte, um damit den Zettel des aufgezogenen Wupps von Zeit zu Zeit zu bestreichen und so die Fäden etwas zu steifen. Man sagte

dem Weber, wie breit man das Wupp wünsche und er gab darauf entsprechend dem Garngewicht an, wie lang das Wupp ungefähr gemacht werden könne. Wünschte man es länger, so mußte man ihm das nötige Garn zum „Eintrag“ beschaffen. Unter Eintrag versteht man das, was der Weber aufs Schiffchen zum Einschlagen in den aufgespannten Zettel nimmt, also die Quersäden im Stoff. Diese erste Arbeit hieß das Zetteln, das ist das Aufspannen des Garns auf den Webstuhl. Das Uebertragen des Zettels auf die Walze des Webstuhls, das Durchziehen der Fäden durch das „Blatt“, den wichtigsten Teil des Webstuhls, erforderte wiederum viel Arbeit. Durch das „Blatt“ wird die Breite des Stoffes bestimmt. Von der Beschaffenheit des „Blattes“ hängen Gleichheit und Schönheit der Gewebe ab.

War der Weber mit seiner Arbeit fertig, so brachte er das Wupp dem Besteller. Seinen Lohn berechnete er auf die Elle (1 Elle = 60 Zentimeter) und entsprechend der Breite des Wupps. In den 1880er und 1890er Jahren betrug der Lohn bei Flachsgeweben 20 Rappen die Elle  $\frac{5}{4}$  (75 Zentimeter) breit, 22 Rappen die Elle  $\frac{6}{4}$  (90 Zentimeter) breit, bei Hanfgeweben (Zwilche) 25 Rappen, später 28 Rappen die Elle bei 2 Ellen Breite. Bei 50 Ellen wurde für den Weber ein Zusatz im Betrag eines dreifachen Ellenlohnes fällig. Der Weberlohn wurde beim Ueberbringen des Tuches oder am folgenden Sonntag ausbezahlt, sofern es Brauch war, den Weber auf diesen Tag zum Mittagessen einzuladen. Meist hat der Weber die Zeit der Ablieferung des Tuches den Empfängern vorher gemeldet; man wußte, daß das Geld bereit zu halten sei. In dem bekannten, vor hundert Jahren von Bezirksrichter Merz in Buch a. J. gedichteten Bauernlied wird daran erinnert:

Morn chunt de Weber und sin Gsell,  
 sie bringed Zwilche, hundert Ell,  
 mer wird e-ne müesse z'Imbis geh  
 und d'Samme us em Chämi neh,  
 natürli bringed's d'Rächnig na  
 und möchtid denn de Lohn au ha.

Zur Zeit des großen Anbaues von Flachs und Hanf, als man auf der Landschaft noch wenig andere Kleider und Wäsche als Leinen kannte, gab es in jedem Dorfe nicht nur eine Anzahl Leute (Tauners- oder Tagelöhnersfamilien), welche gegen ortsübliche Belohnung zu Hause für die Bauern spannen, sondern auch eine Anzahl Weber, welche das

Flachs- und Hanfgarn zu Tüchern verarbeiteten. Im Bezirk Bülach betätigten sich im Jahre 1836 zusammen etwa 100 Männer im Leineweberberuf, fast die Hälfte davon in Rafz, Eglisau, Bassersdorf und Nürensdorf. 1850 wurden bei der Volkszählung im Bezirk Bülach noch 63 Weber und 19 Seiler angegeben. Im Bezirk Dielsdorf arbeiteten zur Zeit der Volkszählung vom Jahre 1836 74 Leineweber, 1850 noch 60 Weber und 11 Seiler, wovon 9 Weber in Niederhasli und 8 in Oberglatt wohnten. Die Leinenweberei wurde fast ausschließlich von kleinbäuerlichen Leuten nebenberuflich betrieben. In der Zeit, da nur im Winterhalbjahr Schule gehalten wurde, verdiente im Sommer oft auch der Dorfschulmeister seinen Unterhalt mit Weben. Die Belohnung der Weber war von jeher sehr bescheiden, vor Jahrhunderten sogar kärglich. Damit mag der ehemals gegen sie gehegte Verdacht in Beziehung stehen, daß sie unehrliche Leute seien. Wegen ihres geringen Ansehens waren sie lange Zeit von den Handwerkerverbänden (Innungen) ausgeschlossen. Aus jener Zeit stammt das fast im ganzen deutschen Sprachgebiet und auch bei uns bekannte und noch im letzten Jahrhundert gesungene **Leineweberlied**:

Die Leineweber haben eine saubere Zunft,  
 Harum di dscharum, di schrum, schrum, schrum!  
 Mittfasten\*) halten sie Zusammenkunft,  
 Harum di dscharum, di schrum, schrum, schrum!

Aschegraue, dunkelblaue, schrum, schrum, schrum,  
 Mir ein Viertel, dir ein Viertel, schrum, schrum, schrum,  
 Fein oder grob, gegessen wird's doch  
 Mit der Julle, mit der Spulle, mit der Schrum, Schrum.

Die Leineweber schlachten alle Jahr zwei Schwein,  
 Das eine ist gestohlen und das andere ist nicht sein.  
 (Refrain)

Die Leineweber nehmen keinen Lehrjungen an,  
 Der nicht sechs Wochen lang hungern kann.

Die Leineweber haben ein Schifflein klein,  
 Da setzen sie die Wanzen und Flöhe hinein.  
 (Refrain)

Mit dem Webstuhl machen sie saubere Musik,  
 Als führen zwölf Müllermagen über die Brück.  
 (Refrain)

---

\*) Mittfasten: Mitte Fastenzeit.

Dieses Spottlied haben die Leineweber mit Gelassenheit ertragen und es manchmal auch selber mitgesungen. Sie mußten aber auch mit ähnlichen Versen zu antworten und sich zu verteidigen.

Daß das Brot des Leinewebers immer ein wohlverdientes war und er sich auch mit Wenigem abfinden konnte, zeigt folgendes Verslein, das der vor dreißig Jahren verstorbene letzte Leineweber im Wehntal oft wiederholte, wenn er schlechte Fäden immer wieder zusammenknüpfen mußte und er nichts ausrichtete:

Ich bin en Weber und cha webe  
Und weiß, was weben ist;  
Hüt en Schuß und morn en Schuß  
Und was's dänn git, das git's.

Fast durchweg gehörten die Leineweber zu den geistig gewecktern Leuten, die ins Dorfleben etwas Bewegung brachten. Bei den Bauernunruhen auf der Zürcher Landschaft, und wenn sonst etwas gegen die gnädigen Herren zu Zürich unternommen wurde, waren stets auch Leineweber dabei.

Das letzte Stadium der Bearbeitung der Leinwand war die Bleiche, die ihr ein vorteilhafteres Aussehen verleihen sollte. Die Hausfrau schnitt von der Tuchballe Stücke von 4 bis 8 Ellen Länge ab und breitete sie im Vorfommer im Baumgarten an sonniger Stelle aus. Als die beste Bleichezeit wurde der Obstbaumblühet gehalten. Mehrmals täglich wurde die Leinwand mit Wasser übergossen und auf die andere Seite gewendet. Nach vier bis sechs Wochen hatte der Stoff die nötige Bleiche. Nach der Rasenbleiche wurde bisweilen noch die Bleiche mit Aschenlauge angewendet. Das zu bleichende Gewebe wurde während einigen Stunden in heiße Aschenlauge einaedrückt, dann samt der innemwohnenden Lauge auf den Bleichrasen ausgebreitet und dort während drei bis vier Wochen täglich alle paar Stunden mit Aschenlauge geneßt. Mit diesem länger dauernden Verfahren, das nur für Keistengewebe in Anwendung kam, erhielt man die schöne Leinwand, welche zu Hemden, Bettzeug, Schürzen, Tisch- und Handtüchern Verwendung fand. Es ist die gleiche Leinwand, aus welcher ehemals für die Männerwelt auch die gefältesten Kniehosen (Flotterhosen) zu Sonntags- und Festkleidern (für Hochzeiten usw.) herzustellen worden sind. Daran wurden die aus Leinwand geschnittenen Strümpfe angenäht. Die letzten Träger dieser Männertracht, die in unserer Gegend in den 1870er und 1880er Jahren noch lebten,

berichteten, daß in ihrer Jugend bei den Bauern andere Kleidung nicht bekannt gewesen sei.

Die Gewebe aus Flachsuder und aus Hanf (Zwilch), die gröber waren, wurden weniger lang gebleicht, lieferten sie doch in der Hauptsache den Stoff zu den Werktagskleidern beider Geschlechter, auch für Strohh- und Laubsäcke, die an Stelle der heutigen Matratzen die Bettlager bildeten. In späterer Zeit wurde der für Bekleidungs Zwecke bestimmte Zwilch schwarz gefärbt und so bis um die letzte Jahrhundertwende von Bauern und Bäuerinnen getragen.

Ueberblickt man die mannigfaltige Arbeit, welche Flachs und Hanf von der Saat bis zur Ernte und dann wieder bei den verschiedenen Bearbeitungsstadien bis zum fertigen Wupp und zum gebleichten Tuch erforderten, so begreift man, daß sich dabei allerlei Regeln, Sitten und Gebräuche herausgebildet haben, die im Volksleben oft eine nicht geringe Rolle spielten. Einzelne Wörter und Sätze sind in die *Volkssprache* übergegangen, wo sie mit übertragener Bedeutung weiterleben, wie folgende Beispiele aus unserer Mundart zeigen. Man sagt: So tick inenand wie Hauff, sie läbed wie d'Vögel im Hauffsame, er ist grüfflet worde, die säb Frau ist e Rättscheri, sie tuet d'Vüt verrättsche und durehächle, en alti Rättsche und schlimmi Hächle. — Er möcht go d'Aggle schütte (er möchte anbändeln), er ist durebleut worde (durchgeprügelt), er hät Ehuder in Ohre (will nicht hören), er tuet Ehuder schwäke (wirres Zeug reden), er redt chudermältsch, sie hät viel Werch a der Chunkle, sie ist es Ribise, er spinnt, es wird e Liebschaft agspunne, die Gschicht wird witer aspunne, die Sach hät Fade, de Fade ischt em usgange, er hät de Fade verlore, er laht kein gute Fade an em, die Sach ischt fadeschinig, sie laht ihres Redli wieder laufe (schwächt wieder drauf los), er ist spindeldürr, sie tuet öppis abehasple, es ist e Verschmörig azettlet worde, i ha nüt i dere Wösch (es geht mich nichts an), es gahnt wie am Schnüerli, es fehlt em am Del (er ist nicht der Hellste), er hät Del am Huet (er ist etwas angetrunken), mer mueß en a der Vine ha (in Zucht oder Aufsicht halten). —

Bei einer Rückschau auf die Flachs- und Hanfkultur erkennt man, wie sie zu allen Zeiten und bei allen Völkern eine bedeutende Rolle gespielt hat. In der Gegenwart gehören die *Flachs- und Hanfprodukte* zu den wichtigsten Stoffen der Tuchindustrie; auch die Nebenprodukte können im täglichen Leben gut verwendet werden. Es ist darum auffällig, daß in unserem Lande, wo die Gespinnst-

pflanzen einst eine große wirtschaftliche Bedeutung hatten und in vielen Dörfern sogar der Boden nach dem Ertragswert an Flachs und Hanf geschätzt wurde, nun seit einem Jahrzehnt ein Tiefstand eingetreten ist, den man ehemals für ausgeschlossen gehalten hätte. — An der Schweizerischen Landesausstellung vom Jahre 1883 in Zürich waren aus der Zürcher Landschaft und besonders von einer Familie Schütz in Bachs Gespinste (Rohflachs und verarbeitete Produkte) ausgestellt und im amtlichen Ausstellungsbericht lobend erwähnt worden. Man ersieht aber auch aus dem Bericht, daß ein Teil unserer Anbau- und Verarbeitungsmethoden gegenüber denen des Auslandes als veraltet und verbesserungsbedürftig bezeichnet werden mußte.

Interessant ist die Statistik über die Anbauflächen für Flachs und Hanf, die (mit der allgemeinen Anbaustatistik) leider erst im Jahre 1917 begonnen, seither aber in den Jahren 1919, 1926, 1929 und 1934 wiederholt worden ist. Darnach betrug die Anbaufläche für Flachs und Hanf in Aren:

	Schweiz	Kt. Zürich	Bez. Wilach	Bez. Dielsdorf
1917	8,600	290	34	84
1919	10,370	383	31	80
1926	4,380	112	5	11
1929	2,865	71	1	12
1934	?	19	—	8

Entsprechend dem Rückgang der Inlandproduktion an Flachs und Hanf ist der Betrag gestiegen, welchen die Schweiz für Gespinnstpflanzen und deren Fabrikate (Flachs, Hanf, Jute, Ramie) dem Ausland zahlte. Im Jahre 1930, dem letzten Jahre der Hochkonjunktur der Nachkriegszeit, waren es 33 Millionen Franken, im Krisenjahr 1935 noch 16 Millionen Franken; seither nimmt die Einfuhr von neuem zu.

Der in unserem Lande erfolgte Niedergang der Flachs- und Hanfkultur und das Ansteigen der Summen, welche für diese Produkte ins Ausland wandern, haben das eidgenössische Volkswirtschaftsdepartement veranlaßt, wieder vermehrten Anbau zu empfehlen und den landwirtschaftlichen Versuchsanstalten entsprechende Anweisungen zu geben.

Mögen auch Spinnen<sup>2</sup> und Weben in den Bauernhäusern und Dörfern der Vergangenheit angehören, weil die Industrie diese Arbeit leichter und vielleicht besser besorgen kann, so wäre es doch zu bedauern, wenn auch der Anbau von Flachs und Hanf bei uns aufhören würde. Es ist zu wün-

schen, daß er wieder aufgenommen werde. Die Frage, ob die fabrikmäßige Verarbeitung erweitert werden könnte, wäre wohl der Prüfung wert. Leinen ist noch heute für Bekleidung und Bettzeug der solideste und, besonders zur Sommerzeit, der angenehmste Stoff. Die Worte unserer Großmütter, „es geht nüt über Linis“, bleiben immer wahr.

